Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 31 (1989)

Artikel: Andreas Rudolf von Planta-Samedan (1819-1889)

Autor: Metz, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-555730

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Individuen gibt es keine Gesellschaft, ohne Nationen aber auch keine Internationalität. Nationen, sofern sie wirkliche Nationen, nicht das Ergebnis machtpolitischen Kalküls sind, haben oft eine lange Entstehungszeit. Sie wachsen nicht kontinuierlich wie Pflanzen, sondern in Schüben, und zuweilen ist es ein inneres, kein äusseres Wachstum. Die Schweiz, beispielsweise, hatte schon 1815 ihre heutige territoriale Ausdehnung erreicht, doch zu dem, was sie heute ist, wurde sie erst durch die Bundesverfassung von 1848 und deren Revisionen seit 1874. Keine heutige Schweiz aber auch ohne den Bund von 1291. Natürlich wussten die Männer, die damals (wahrscheinlich) auf dem Rütli zusammenkamen, um sich gegenseitig den Rücken gegen die «Arglist der Zeit» zu stärken, nichts von den Konsequenzen, die ihre Beistandsverpflichtung haben sollte. Sie sahen allenfalls eine erste Bewährungsprobe voraus, wie sie denn 1315 mit dem Morgartenkrieg auch eintraf, aber sie wären höchst erstaunt gewesen, wenn ihnen ein Hellseher die heutige Schweiz als Folgeerscheinung beschrieben hätte.

Menschen wissen im allgemeinen nicht, was sie tun. Das gilt nicht nur für die Urschweizer am Ende des 13. Jahrhunderts, sondern auch für die heutigen Kritiker, die sich mit der gegenwärtigen Schweiz nicht abfinden wollen. Sie werden aber diesem Staatswesen so wenig gerecht wie die Anhänger einer «neuen Ordnung» vor fünfzig Jahren. Existenz und Dauer unseres Landes zum Anlass einiger Feierlichkeiten zu nehmen, ist weder engstirnig nationalistisch noch chauvinistisch, sondern die selbstverständliche Dankbezeugung an alle, die mitgeholfen haben, dieses Staatswesen zu schaffen und zu entwickeln. Es braucht deswegen nicht stillzustehen und steht auch nicht still. Wir alle müssen jedoch ehrlicherweise zugeben, dass wir als Deutschsprachige weder Deutsche noch Österreicher, als Französischsprachige keine Franzosen, als Italienischsprachige keine Italiener und als Romanen keine Einwohner irgend eines anderen Landes sein möchten. Solange es Nationen gibt, muss man zu jener stehen, der man durch den Zufall der Geburt oder durch eigene Wahl angehört. Dies alle hundert oder auch alle fünfzig Jahre einmal auf besondere Weise zu zeigen, ist nicht nur ein Akt der Pietät, sondern auch ein Akt der Selbstbesinnung auf das, was wir sind. Wenn wir schon Schweizer sind, sollten wir auch wissen, warum wir es sind und nichts anderes sein möchten. Unnötig zu sagen, dass auch das Ausland es kaum verstünde, wenn wir unser Jubiläum ungefeiert vorbeigehen liessen.

Die nun festgelegte Konzeption wird selbstverständlich eine Erinnerungsfeier einschliessen. Vor allem das «Fest der Eidgenossenschaft» soll an das Werden unseres Staates erinnern. Das «Fest der vier Kulturen» ist wohl vor allem der Gegenwart verpflichtet, also weniger dem Werden als dem Sein, während das «Solidaritätsfest» unser Land in einen grösseren Zusammenhang stellen muss. «Die Schweiz in der Welt» heisst die Präzisierung des verschwommenen und oft missbrauchten Ausdrucks «Solidarität» denn auch richtigerweise. Die ursprüngliche Zielsetzung «Die Schweiz und die Welt» hätte hauptsächlich die Dritte Welt impliziert, und darum kann es bei diesem Anlass nicht in erster Linie gehen. Wir sind ja auch ein Teil Europas und gerade für ein zukünftiges, sehr langsam entstehendes politisches Europa ein Modellfall.

Im Zusammenhang mit dem «Solidaritätsfest» ist oft das Stichwort «Begegnung» gefallen. Ein wichtiges Wort! Es darf aber keine leere Worthülse bleiben. Der Schreibende hat allzu oft das Aneinandervorbeireden anlässlich internationaler «Begegnungen» erlebt, als dass ihm nicht Zweifel kämen, ob organisiertes Zusammenkommen den Kern der Sache trifft. Wirkliche Begegnungen ergaben sich immer nur am Rand des Organisierten, auf individueller Ebene. Dafür sollte gesorgt werden, als Möglichkeit, nicht als Verpflichtung. Es geht ja letzten Endes darum, sich dessen bewusst zu werden, dass wir nicht nur Schweizer sind, sondern auch in unsere Nationalität gekleidete Menschen, die über alle politischen und kulturellen Grenzen hinweg mit andern Menschen kommunizieren können. In diesem Sinne könnte der unserem Kanton zugewiesene Teil der Centenarfeier ein Ausblick in die Zukunft unserer Welt sein. Da sind nicht nur wir, sondern auch die andern. Und alle sind wir Menschen, und als solche sollten wir einander begegnen. Ein Netzwerk von individuellen menschlichen Beziehungen, entstanden aus persönlichen Begegnungen, das heisst nicht nur Austausch, sondern auch gegenseitiges Verstehen. Daran könnte die Bereitschaft zur Sicherung des Weltfriedens von unten her anknüpfen, nachdem man sie von oben her vergeblich erwartet. «Solidarität», so begriffen, wäre alles andere als ein leeres Wort.

Zum 100. Todestag eines grossen Politikers

Andreas Rudolf von Planta-Samedan (1819–1889)

von Peter Metz

Unter den wenigen Bündner Politikern, die auf eidgenössischem Boden eine führende Rolle spielen durften und deren Wirken weit über die Grenzen ihres Heimatkantons Beachtung und Anerkennung fanden, nimmt der Samedaner A. R. v. Planta insoweit den ersten Rang ein, als er, rein chronologisch betrachtet, derjenige sein durfte, der zuerst die höchsten Ränge des bundesstaatlichen Forums einnahm; anno 1865 wurde ihm als er-

stem Bündner der hohe Stuhl des Nationalratspräsidenten anvertraut. Die andern Bündner, die wir dem Samedaner bezüglich ihres staatsmännischen Formats gleichzustellen uns herausnehmen, Kaspar Decurtins, Felix Calonder und Andreas Gadient, teilten mit ihm zwar keineswegs sein politisches Credo (dafür lebten und wirkten sie in gänzlich andern Epochen), doch interessanterweise weitgehend sein Schicksal: wie der weitblickende Planta an seiner politischen Kraft letzten Endes selbst zerbrach und, von seiner anfänglichen Anhängerschaft verlassen, seine letzten Lebensjahre in der politischen Einöde verbringen musste, so geschah es nach ihm auch dem impulsiven Kaspar Decurtins, der nach seinem kometenhaften Aufstieg und nachfolgend seinem beispielhaften Wirken auf sozial- und kulturpolitischem Gebiet sowie als gefürchteter eidgenössischer Parlamentarier in der bedrückenden Einsamkeit der angestammten Disentiser Heimat sein letztes Lebensjahr durchstand. Nicht viel anders weiter geschah es dem gefeierten Felix Calonder, der im Zenith seiner hohen Tätigkeit als Bundesrat plötzlich, fast über Nacht, in die politische Wüste verbannt wurde. Und nicht erfreulich verfuhr das Schicksal mit Andreas Gadient, der nach aufreibenden, nie abbrechenden Kämpfen nicht nur seine Partei zur Herrschaft geführt hatte, sondern gleichzeitig auch in der eidgenössischen Politik grossen Einfluss besass, um daraufhin, noch im besten Alter, immer mehr ins Abseits zu geraten und sich jeder weitern massgebenden politischen Wirksamkeit entzogen zu sehen, nachdem seine Partei eine gänzlich neue Marschrichtung einzuschlagen für gut fand.

Es mag diese unsere Gleichstellung der einst Gefeierten und später Verpönten gekünstelt wirken, und auch willkürlich mag scheinen, für ihren politischen Untergang den gleichen Hauptgrund ins Feld zu führen, doch darf ruhig gesagt werden, dass jeder der Viere letzten Endes an nichts anderem als an dem scheiterte, was wir als «rätisches Syndrom» bezeichnen dürfen: an ihrer auffällig starken und starren Fixierung auf Bünden, an ihrer emotionalen Bindung zu ihrer angestammten Heimat: Planta und Decurtins gingen an ihrem erbitterten Kampf gegen die Macht des die kantonale Eigenständigkeit vernichtenden eidgenössischen Zentralismus zugrunde, Calonder geriet an seinem Wagemut, der Eidgenossenschaft das anschlusswillige Vorarlberg anzugliedern (womit er eine alte bündnerische Kompensationsforderung für den Verlust des Veltlins aktivierte) zu Fall, und Andreas Gadient opferte einen erfolgreichen Abschluss seiner Laufbahn aus verzehrender Sorge um sein geliebtes Bünden, für das er wirtschaftspolitisch eine Zukunft nur sah, wenn dessen Forderungen in Bern durch eine kraftvolle, beherrschende, von den Interessen der Bundesparteien unabhängigen Kantonalpartei verfochten würden, was dauernd zu verwirklichen ihm aus den verschiedensten Gründen versagt blieb.

So war also Planta der erste, der seinen Weg ging, der ihm, ohne dass er es ahnen konnte, keinen Enderfolg verheissen konnte. Anfänglich waltete er durchaus nicht einsam und verkannt, sondern im Gegenteil erfolgreich und anerkannt. Seine Landsleute anvertrauten ihm als erst Neunundzwanzigjährigem einen der vier Sitze, über die Bünden seit 1848 im jungen Bundesstaat verfügte (deren fünfe wurden es erst mit dem Jahre 1863). Befreundet mit allen führenden Köpfen des Liberalismus, galt sein Wort in Bern zunächst viel. Zwei Jahre nach dem Inkrafttreten der achtundvierziger Verfassung führten sein Weitblick und seine Tatkraft dazu, dem jungen Liberalismus zu einer eigenen Tageszeitung zu verhelfen und ihr gleich auch seine Freunde Abraham Roth und Karl Tscharner als Redakteure beizugeben: der «Bund» nahm in Bern seine Wirksamkeit auf und behauptete sich seither als eines der massgebenden Organe des Liberalismus. Wo Planta in jenen Anfangsjahren der jungen Eidgenossenschaft sonst noch wirksam wurde, wo überall er, begabt mit seltener Tatkraft, vor und hinter den Kulissen des eidgenössischen Parlamentarismus tätig war, ist hier nicht nachzuzeichnen. Zu Recht galt er als der führende Staatsmann Bündens, berufen, dessen Interessen zur Geltung zu bringen. Doch gerade hierin erfuhr er schon früh schwere Enttäuschungen, die er nur schwer zu verwinden vermochte. Bünden hatte damals schwere Zeiten zu bestehen. Seiner bisherigen Zollhoheit beraubt, auch im Postwesen; das zuletzt steigende fiskalische Erträgnisse für den Kanton hatte erhoffen lassen, enteignet, mit seinen grossen Strassenlasten auf sich selbst angewiesen, vermisste der Kanton während langer Jahre von seiten der jungen Eidgenossenschaft nicht nur die erhoffte Hilfe, sondern erfuhr immer wieder gravierende Zurücksetzungen. So gestaltete sich der mit der Eidgenossenschaft abgeschlossene Zollablösungsvertrag als für Bünden völlig unbefriedigend, indem die Ablösungssumme erheblich zu tief berechnet wurde (woran die bündnerische Verhandlungsdelegation samt der Regierung ihre wesentliche Mitschuld trugen). Weiter fiel auch die Postablösungssumme offensichtlich zu tief aus. Sodann vorenthielt der Bund dem «Stand dahinten» jene Schneebruchentschädigungen, die er dem Kanton Uri für die Gotthardstrasse grosszügig zukommen liess. Auch berechnete er in Bünden den postalischen Bergzuschlag bis nach Chur herunter, statt nur für die reinen Bergstrecken, und manches andere. Doch genug des Aufzählens, die «Bündtner Klagen» jener Anfangsjahre des Bundesstaates waren bewegend und bildeten ein recht trübes Kapitel im Buch der Bundesverträglichkeit.

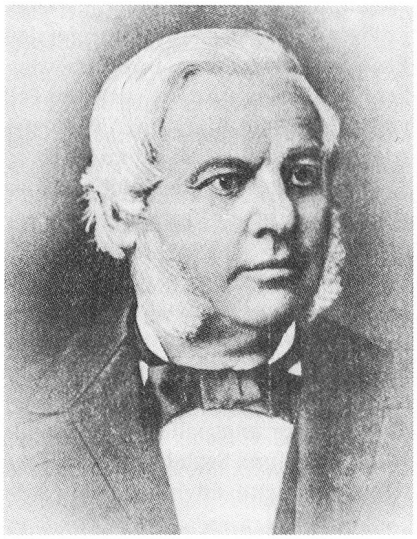
Dass alle diese offensichtlichen Ungerechtigkeiten den Engadiner Planta in Harnisch trieben, sein patriotisches Herz in Wallung brachten, wer wollte dies nicht verstehen. Doch die für ihn aus der eidgenössischen Widerborstigkeit fliessenden Qualen erfuhren eine Verstärkung in einem für ihn besonders wichtigen Bereich: in jenem der geplanten Alpenbahn. Planta war mit allen Fasern seines Wesens Verkehrspolitiker – genau so wie die meisten seiner Zeitgenossen. Rückblikkend darf man vielleicht sagen, sie seien es zu einseitig gewesen, befan-

gen in der fixen Idee, Graubünden müsse die Alpenbahn haben, nur sie biete für den armen Bergkanton (dessen junge Generation gerade damals zu Hunderten jedes Jahr nach Übersee auswanderte) eine Zukunftsverheissung. Daran, dass ihre Träume nicht in Erfüllung gingen, trugen zum nicht geringen Teil sie selbst die Schuld, ihre mangelnde Geschlossenheit, ihre Verzettelung auf die verschiedensten Projekte (Lukmanier, Splügen, Greina, Septimer) schwächte sie, und ihre Front war nicht geschlossen. Hiefür trug Planta selbst einen Teil der Verantwortung. Seine Ungeduld und Impulsivität trieben ihn auf eine Linie, die für die bis anhin Verfolgte verhängnisvoll war, und er trug sich mit Plänen, die ihn geradezu als Illusionisten kennzeichneten. So spielte er mit dem Gedanken, mit Italien einen Gebietsabtausch zu bewerkstelligen, nämlich den untern Teil des Kantons Tessin gegen das Val S. Giacomo und das Etschtal abzutreten, um auf diese Weise für die angestrebte Splügenbahn sowie die Simplonbahn je eine südliche Tunnelausmündung auf schweizerischem Hoheitsgebiet zu gewährleisten – Gedanken, die den Grenzbereich der Realistik weit übertraten.

Doch vernichtet wurden die Pläne Bündens durch die massgebenden eidgenössischen Politiker in den hohen Rängen, die Bünden und der Ostschweiz nicht nur jede Unterstützung für die Realisierung der weit gediehenen Alpenbahnpläne versagten, sondern diese zugunsten des Gotthards sabotierten. Hätte der Bundesrat nur um ein geringes Bünden geholfen, ans Ziel zu gelangen, wären gewiss schon seine Lukmanierpläne und noch viel eindeutiger eine der Splügenvarianten zum Durchbruch gelangt. Tiefen Groll erfüllte Planta ob der fortdauernden Obstruktion aus Bern, deren Opfer Bünden war, und er vermochte den führenden Männern des Freisinns ihre Einstellung nie zu verzeihen.

Damit wandelte sich in Planta seine innere Haltung gegenüber den einstigen Freunden im liberalen Lager. Er warf ihnen vor, für die schwächeren Glieder des Bundes nichts übrig zu haben, nur auf den Vorteil ihrer Regionen und ihrer Interessensbereiche bedacht zu sein und dabei die Bundespolitik nach ihrem «Baronentum» zu gestalten. Sie konnten dies u.a. deswegen tun, weil die Eidgenossenschaft damals noch über kein Gesetzesreferendum verfügte. Was die Bundesversammlung dekretierte, konnte so ohne Rücksichtnahme auf den Volkswillen in Kraft treten. Hierin erblickte Planta eine schwere Gefahr, eine Missachtung der föderalistischen Struktur der Eidgenossenschaft. Um dem jungen Staatswesen, das von Natur aus föderalistisch aufgebaut war, sein inneres Gleichgewicht zu bewahren und zu verhindern, dass sich in Bern eine bürokratische Zentralgewalt breit mache, forderte Planta deshalb eine Erweiterung der Mitspracherechte des Volkes und der Kantone bei der Bundesgesetzgebung. Damit wurde er zum unentwegten Kämpfer gegen alle zentralistischen Tendenzen. Bei der stur zentralistischen Verfassungsrevision von 1872 wirkte er als deren rabiater Gegner so nachdrücklich, dass dieser Versuch eines scharfen Zentralismus in seinem Heimatkanton wie von der Mehrheit der übrigen Stände sowie der Stimmbürgerschaft eindeutig verworfen wurde. Und selbst mit der nachfolgenden gemilderten Vorlage fand er sich nur schwer zurecht. Fortan war er der Aussenseiter, zwar in Sachfragen noch immer führend, doch in den formalpolitischen Bereichen kaum noch gefragt.

Wie beurteilt die Gegenwart ihn in heutiger Sicht? Sie wird ihn als Mahner anerkennen müssen, und zwar viel nachhaltiger, als dies zu seiner Zeit geschehen konnte. Wenn ihm die liberale Politikergeneration seiner Tage nicht zu folgen bereit war und z.B. der seit 1874 in Bern als Professor wirkende Carl Hilty den Bündnern ganz allgemein und Planta im besonderen vorhielt, sie seien alle «Kantonalisten», so traf Hilty damit zwar die zutreffende Kennzeichnung der damaligen Bündner Liberalen, die meisten von ihnen waren sehr gehemmte Zentralisten. Irrten sie mit dieser ihrer Einstellung? Wenn wir ehrlich sein wollen, so müssten wir Heutige ihnen



dafür mehr Achtung bekunden, als sie sie damals von seiten ihrer liberalen Freunde aus der übrigen Schweiz fanden. Denn offensichtlich ist die Eidgenossenschaft auf diesem ihrem Weg des Zentralismus oft in die Irre geraten. Auch wenn dies hier nicht der Ort sein kann, um die ganze Problematik der bundesstaatlichen Entwicklung aufzuzeigen, so müssen wir doch erkennen, dass die heutige Schweiz mit ihrer Ausgestaltung an einem Punkt angelangt ist, den sie vermeiden hätte müssen: an einem viel zu weit gehenden zentralistischen Perfektionismus. Statt sich in wichtigen aufdrängenden Sachfragen mit Grundsatzentscheidungen zu begnügen, wie z.B. in den Fragen des Gewässerschutzes, des Umweltschutzes, der Raumplanung, der Eigentumsordnung, neuerdings der Wasserrechtsgesetzgebung, und die Kantone im Rahmen ihres Ermessens und vor allem ihrer eigenen Struktur mit der Ausgestaltung der Grundsatzordnung zu betrauen, erniedrigte die Eidgenossenschaft die Kantone immer mehr zu reinen Vollzugsbehörden. Das kantonale Eigenleben wurde und wird immer mehr überwunden und ausgetilgt.

Müsste Planta einhundert Jahre nach seinem Tode all dies mitansehen, würde er erschauern. Er würde aber auch den Kantonen und nicht zuletzt seinem eigenen ins Gewissen reden und ihnen vorhalten, selbst versagt zu

haben, indem sie sich nicht als fähig erwiesen, die an sie herantretenden Probleme zu meistern. Ihre Unbeweglichkeit hat sie zum nicht geringen Teil gegenüber dem Bund ins Abseits getrieben. Planta selbst stand auch in diesen Fragen auf der Höhe seiner staatsmännischen Einsichten. Er, der Schöpfer des überaus weitsichtigen Niederlassungsgesetzes von 1874, durch welches Bünden die Einheitsgemeinde gewährleistet wurde, hat in allen wichtigen Sachfragen, etwa der schon zu seiner Zeit drangvollen Frage der Bevölkerungspolitik, der Landwirtschafts- und Sozialpolitik die richtigen Horizonte anvisiert. Ohne die einsatzfreudige Landwirtschaft und für diese ohne ausreichende Nebenerwerbsmöglichkeiten in unsern Gebirgstälern ist die fortdauernde Bevölkerungserosion nicht aufzuhalten. Aber ohne Bevölkerung ist auch Bünden, der grösste und seit je dünnstbesiedelste Kanton, nicht am Leben zu erhalten. A.R. von Planta war ein Meister der klaren Formulierungen und ein Patriot seltener Art. Sein Ableben vor hundert Jahren, am Karfreitag 1889, muss uns sein reiches Wirken wieder in Erinnerung rufen und alle seine Anregungen und programmatischen Vorschläge neu zur Beherzigung aufdrängen.

Dichter und Umwelt

von Linard Bardill

Redaktionelle Vorbemerkung

In der letzten Ausgabe unseres Periodikums nahm unser geschätzter Mitarbeiter Hans Mohler Stellung zur Auskündigung Wolfgang Hildesheimers, er, Hildesheimer, werde sich dichterisch nicht mehr äussern, da er an eine Rettung der Welt vor dem drohenden Zivilisationstod der Erde nicht mehr glauben könne. Hans Mohler versuchte, den Thesen Hildesheimers eine positive Weltschau entgegen zu stellen. Das hinwiederum hat Linard Bardill, den evangelischen Theologen und Liedermacher, gestochen, weshalb wir ihn ersuchten, die Nöte dieser Welt aus seiner Sicht zu schildern. Dass er dies nachfolgend mit – gewissermassen – geschwollener Zornesader tut, darf ruhig hingenommen werden, gelten kann in seinen Darlegungen nur die Substanz, nicht sein Stil, zu dem er selbstbeschwichtigend sagte, er «liebe den Knüppel-aus-dem-Sackstil», um weiter zu fahren: «– bin auch bereit denselben über mich fahren zu lassen». Wer wagt sich heran? *M.*

Die Dichter müssen, auch die geistigen weltlich sein, oder warum ist Dantes Himmel so langweilig und seine Hölle so feurig?

Da gibt es einen Dichter, der aufhört zu schreiben. Angesichts der Zeit. Ein anderer besteigt die Kanzel. Kapuzinerpredigt. Keinen trifft der Schlag. Der eine muss weiterleben, ohne die erlösende Kraft des Wortes. Der andere strampelt sich von Wortkaskade zu Wortkaskade, ohne je von einem einzigen Wort wirklich getroffen zu sein.

«Die versammelten Mitglieder des schweizerischen Schriftstellerverbandes lehnen es ab, die Politik der Regierung von Israel und Südafrika zu verurteilen.»

Und da komme noch einer und behaupte, das Herz des Dichters poche links.

Links, rechts, links, rechts, links, rechts . . .

«Eine Mehrheit der anwesenden Schriftstellerinnen fand, es sei nicht ihre Sache, sich zu solchen Fragen offiziell zu äussern.»

Wer lässt in seiner göttlichen Komödie den Stellvertreter Gottes, den Papst Bonifaz den VIII. und seinen Kollegen Clemens den V., in der Hölle schmoren? Und wenn ja, warum? Und den Fürsten von Florenz? Und warum starb Dante im Exil, herumgetrieben wie ein herrenloser Hund? Bei mehr als drei richtigen Einsendungen entscheidet das Los.

Ein hartes Los, wenn man in Südafrika als Dichter geboren ist, und sich «solcher Fragen» nicht enthalten kann, oder in Rumänien oder in . . . Wenn der Himmel der Fantasie zu blass gegen die Greuel der Wirklichkeit, die Schreie der Gefolterten zu laut.

Wo würden sie, geneigter Leser, den Papst, ich meine, unseren, diesen Papst schmoren lassen, mit Hoffnung auf Erlösung, also nur im Purgatorium, dem Fegefeuer, oder wären sie so hart wie Dante: gleich in die Hölle mit dem Kerl, lasst fahren alle Hoffnung, bei diesem Papst?

Natürlich die Frage, ob es gut sei, dass seit dem Papstbesuch auf den Philippinen 10 % mehr Kinder geboren werden, von denen über die Hälfte an Unterernährung leidet und ungezählte schon verhungert sind; diese Frage wäre keine, zu denen die anwesenden Schriftsteller sich offiziell äussern würden . . .

Wir haben einen Papst. Vergessen wir ihn. Möglichst schnell. Und die Morde im Namen der vatikanischen Bank, und die Vergangenheit, und die Millionen verbrannter Ketzer, Frauen, Ungläubiger, Rothaariger, Schwuler, vergessen wir sie.

Kommen wir zur Dichtung. Endlich.

Wolfgang Hildesheimer hat sich entschlossen, nicht mehr zu schreiben. Angesichts der Weltlage. Die Reaktionen waren gross. Das Thema ist ausgeschrieben. Neue Aspekte sind dazu kaum mehr vorzubringen. Die Tiefenpsychologen, die Literaten, die Journalisten, alle haben sich darauf gestürzt. Auch Hans Mohler im letzten «Bündner Jahrbuch» meinte dazu in etwa: 'Jetzt hat er, was er wollte: Ein Leben lang Materialist und Aufklärer, und wenn dann herauskommt, was in der materialistischen Ideologie immanent, die Entropie, der Wärmetot, dann noch Zeter und Mordio brüllen, und sich lauthals der Welt verweigern.' Nun ist der Gedanke, dass unsere Welt an den Ideenleichen und Gedankenmumien des Materialismus erstickt, so abwegig nicht. Seit Nietzsche weiss man darum, dass die Ideologie